

Nr. 24. Bromberg, den 20. Februar 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von Hans Schulze.

(7. Fortsetzung.)

Sie hatte bei der großen Hitze heute trotz der Trauer eine lichte Seidenbluse angelegt, die den festen weißen Hals in einem losen Ausschnitt freigab und die runde Brust in zarten Umrissen anmutig nachzeichnete.

Ein wundervoller Rhythmus sprach aus ihren weichen, gleitenden Bewegungen, als sie jetzt auf der Terrasse leise hin und her ging und mit geschickten Händen ein paar Rosen in eine Kristallschale ordnete.

Es lag eine so frische, unbewußte Sinnlichkeit über ihrer ganzen Erscheinung, daß Walter Ralff in voller Tiefe den Reiz begriff, den diese Frau fast mit der Gewalt eines Naturgeschehens auf Männerherzen ausüben mußte.

Immer wieder ging sein Blick bewundernd um den schmalen Frauenkopf, dessen dunkler Bronzeton mit dem leidenschaftlichen Rot der Geranien des Terrassensaumes in einem reizvollen Farbenakkord zusammenklang.

Auch später, als er mit Klaus wieder in die Bibliothek zurückgekehrt war, war er noch ganz erfüllt von der harmonischen Vollendung der berückenden Erscheinung und schwärmte in immer neuem Entzücken von der Linienführung des feinen Gesichts, das ihn im Ausdruck der großen, träumenden Augen an gewisse Murillosche Madonnengesichter erinnerte, bis ihm der Freund endlich halb belustigt und halb geärgert ungeduldig ins Wort fiel.

„Du hast mir vor kaum einer Stunde vorgeworfen, daß ich für Fräulein Lore geradezu wie ein Primaner schwärme. Ich glaube beinahe, jetzt hat es dir die Baronin in gleicher Weise angetan."

Walter Ralff streckte behaglich seine langen Beine aus und nahm seine unvermeidliche Shagpfeife aus der Tasche.

„Du mißverstehst meine Begeisterung, lieber Junge," sagte er dann ruhig. „Du weißt, ich kann mich in die Bewegung einer Hand, in den Reiz eines Halsansatzes, in die Linie eines schlanken Körpers verlieben. Das heißt, von einem rein künstlerischen Standpunkt aus verlieben. Und bleibe dabei als Mann doch kühl bis ans Herz hinan. Unsere verehrte Gastgeberin ist zweifellos eine Schönheit von hohen Graden, darin hat mein alter Amtsrat Knauff vollkommen recht. Aber trotzdem läßt sie mich innerlich kalt wie nur irgendeine klassische Antike. Sie ist für mich lediglich eine schöne Sphinx, die ich allerdings enträtseln und zur Antwort zwingen will und werde."

„Wie meinst du das?"

„Ich habe vom ersten Augenblick an, als ich dieser Frau gegenübertrat, das instinktive Gefühl gehabt, daß sie mit dem plötzlichen Tode ihres Gatten in irgendeinem geheimen Zusammenhange steht."

„Aber Walter!"

„Das ist zunächst natürlich nur eine undefinierbare Empfindung," fuhr der Maler gelassen fort. „Aber mein Gefühl hat mich bisher eigentlich noch nie betrogen. Du entsinnst dich vielleicht noch, wie ich die Frauen von jeher eingeteilt habe. In solche, die zu Gattinnen und Müttern bestimmt sind, und in die anderen, die zur Liebe geboren werden. Oder wie man es sonst nennen will. Zur letzten Klasse gehört auch, ohne ihr damit zu nahe treten zu wollen, sicherlich die Baronin. Noch weiß sie es vielleicht selbst nicht, über welch eine rätselhafte, zerstörende Kraft sie verfügt, die blitzschnell das Blut zu entzünden vermag, neben der unser alter ehrbarer Schulbegriff Liebe fast schal und leer erscheint. Glaube mir, daß die Leidenschaft für eine solche Frau auch einen Mann von Ehre und Charakter bis in seine Grundwurzeln vergiften und zu jedem Verbrechen fähig machen kann."

Klaus sah nachdenklich in den wachsenden Tag, der starke, duftschwere Wellen in die Bücherei hereinflutete.

„Du machst mich ganz verwirrt und unsicher," sagte er dann nach einer kurzen Pause. „In dieser Richtung ist mir noch nie ein Verdacht gekommen. Ich muß deiner Einschätzung der Baronin auch durchaus widersprechen. Ich habe sie bisher immer nur von der vornehmsten und liebenswürdigsten Seite kennengelernt."

Walter zuckte die Achseln.

„Ich kann mich natürlich auch irren. Und wo ich einen Vulkan vermute, brennt vielleicht nur ein kleines bengalisches Feuer. Jedenfalls bin ich aber entschlossen, den Dingen auf den Grund zu gehen, und habe darum die Baronin um die Erlaubnis gebeten, sie malen zu dürfen. Das gibt mir erstlich die Möglichkeit eines völlig ungezwungenen und unauffälligen Verkehrs hier im Schloß und dann, was für mich das Wichtigste, Gelegenheit zu eingehenden psychologischen Studien. Denn mit nichts kann ich einem Menschen menschlich näherkommen und gleichsam in seine Seele eindringen, als wenn ich ein Bild von ihm male. Doch wir sind durch das Intermezzo dieses kleinen Frühstücks ganz von der Besprechung deiner nächtlichen Ermittelungen abgekommen. Wie weit ist dir denn bisher die Entzifferung der Briefreste gelungen?"

„Ich glaube, ich habe bereits ein paar Bruchstücke richtig zusammengesetzt und eine energische, und zwar ausgesprochen männliche Handschrift festgestellt."

Der Maler zog seinen wuchtigen Lutherstuhl näher an den Schreibtisch heran.

„Machen wir uns also gemeinsam an die weitere Arbeit. Wie sagte doch Mazarin: Gib mir zwei Zeilen von der Hand eines Menschen, und ich verpflichte mich, ihn auf das Schafott zu bringen!"

— — —

Walter Ralff war auch zur Mittagstafel im Schloß geblieben.

Sibylle war selbst in der Bibliothek geblieben und hatte ihn zum Essen gebeten, aus einem seltsamen Angstgefühl heraus, Menschen, Gesellschaft um sich zu wissen, nicht allein zu sein.

Walter hatte bei Tisch seine ganzen gesellschaftlichen Gaben entfaltet und war mit der Baronin, die in ihren ersten Ehejahren durch den Gatten eine gute kunstgeschichtliche Schulung erhalten hatte, schon nach kurzer Zeit in eine lebhafte Unterhaltung über die Familienschätze des Schlosses gekommen.

Er sprach anscheinend mit dem größten Interesse über die kostbaren Gobelins des Speisesaales und die meisterhaften Kopien nach Watteau und Boucher, die an den mit Brüsseler Hautelisse bespannten Wänden des anstoßenden Teesalons hingen, während er in Wirklichkeit heimlich jede Miene seines schönen Gegenübers beobachtete und sich allmählich immer tiefer in den seelischen Gehalt ihres Gesichtes einzufühlen versuchte.

Als Kurt von Rhaden sich dann später zum Kaffee auf der Terrasse einfand, glitt der in allen Sätteln gerechte Walter aus einem Vortrag über den Malerpoeten des sterbenden Rokoko sogleich in einen Gedankenaustausch über

die letzten Errungenschaften der Flugtechnik über und versprach dem Flieger zum Abschied, ihn schon in nächster Zeit auf seiner Werft zu besuchen und seine neuen Modellkonstruktionen zu besichtigen.

— — —

Als Klaus gegen Abend aus der Bibliothek noch einmal nach seiner Wohnung heraufkam, um vor dem Essen seinen äußeren Menschen noch ein wenig herzurichten, lag auf seinem Schreibtisch ein Brief mit einer unbekannten Handschrift.

Verwundert öffnete er dann den Umschlag und umfaßte dann mit einem einzigen Blick die wenigen, anscheinend hastig mit Bleistift hingeworfenen Zeilen:

„Sehr geehrter Herr Doktor!

In einer sehr ernsten Angelegenheit bedarf ich dringend Ihres Rates und möchte Sie bitten, wenn es Ihnen Ihre Zeit irgendwie erlaubt, mich gegen halb neun Uhr am Floraplatz im Park zu einer kurzen Unterredung zu erwarten. Lore von Rhaden."

Klaus war zum Fenster getreten und stieß beide Flügel weit auf.

Was war geschehen, das Lore zu einer so geheimnisvollen Botschaft veranlaßte?

Mechanisch beendete er seine Toilette und saß dann beim Abendessen wie geistesabwesend der Baronin gegenüber.

Das bevorstehende Zusammensein mit Lore nahm sein ganzes Denken so vollständig in Anspruch, daß er sich kaum zur äußerlichen Aufmerksamkeit für den Gang der Unterhaltung zu zwingen vermochte und es geradezu als eine Erlösung begrüßte, als Sibylle endlich die Tafel aufhob und sich, sichtlich verstimmt über sein seltsames Wesen, in den Musiksaal zurückzog.

Als er dann die große Treppe zur Diele herabkam, schlug es vom Schloßturm acht Uhr.

Zugleich damit klang aus dem ersten Stock eine schwermütige Melodie; verhaltene Akkorde, von Arpeggien durchwebt wie eine große, bittere Klage.

Sibylle spielte das achte Präludium auf dem wohltemperierten Klavier.

Er konnte also ohne Furcht vor einer Entdeckung unbemerkt zu der Stätte seiner Sehnsucht gelangen. — — —

Durch immergrüne Hecken ging sein Weg, in denen noch der ganze Duft des scheidenden Tages hing.

Der Abendwind sang in den hohen Wipfelkronen eine süße, weiche Schäferweise.

Und dann stand auf einmal Lore vor ihm und begrüßte ihn mit einem stillen Händedruck.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind!"

Er führte sie zu einer Bank, und sie schauten eine Weile schweigend in den Himmel, der sich so licht und sehnsuchtsblau über sie spannte, wie der Mantel der jungen Gottesmutter auf alten Kirchenbildern.

„Mißdeuten Sie es, bitte, nicht," begann Lore endlich, „daß ich Sie zu so ungewöhnlicher Stunde in diese einsame Parkgegend gebeten habe. Aber ich mußte Sie heute unbedingt noch einmal sprechen, und zwar ganz allein, ohne Zeugen. Ich hätte sonst heute noch keine Ruhe gefunden."

Und sie berichtete in großen Zügen über ihren geheimnisvollen Fund auf der Abteiinsel.

„Ich wende mich an Sie, Herr Doktor," schloß sie ihre Erzählung, „weil ich vom ersten Augenblick an zu Ihnen Vertrauen gefaßt habe und bestimmt hoffe, daß Sie mir Ihren Beistand nicht versagen werden!"

Klaus neigte leise den Kopf; wie eine warme Welle strömte es ihm zum Herzen.

„Ihr Vertrauen ist für mich ein großes Glück, Fräulein Lore!" sagte er. „Sie sollen sich in mir nicht getäuscht haben. Ich will Ihnen immer ein treuer Freund sein!"

Sie dankte ihm mit einem schüchtern-zärtlichen Aufleuchten der Augen.

Er sah das Leuchten wohl, und durch seine Seele zog es wie eine Ahnung künftigen Glückes.

„Ihr heutiger Fund läßt den Tod Ihres Herrn Onkels in einem völlig anderen Lichte erscheinen", nahm er dann wieder das Wort. „Bisher hat man wohl allgemein und unbestritten einen Jagdunfall angenommen, jetzt aber muß man sehr ernsthaft auch mit der Möglichkeit eines Verbrechens rechnen. Trug Ihr Herr Onkel die Brieftasche eigentlich immer bei sich?"

„Sie verließ ihn nie; sie war schon alt und abgenutzt, aber er konnte sich nicht von ihr trennen, weil sie ein Erbstück seines Vaters war. Ihr Fehlen bei der Leiche war daher um so auffälliger. Zumal der Rentmeister vor Gericht erklärte, daß er Onkel Leo am Morgen seines Todestages noch eine größere Barsumme ausgehändigt habe. Für eine Reise, wenn ich nicht irre. Dies Geld ist anscheinend noch vollzählig vorhanden!"

Klaus sah nachdenklich vor sich hin.

„Wir wollen einmal ganz methodisch vorgehen, Fräulein Lore, und zunächst an der Möglichkeit eines Unglücksfalles festhalten, für den ja noch immer gewichtige Umstände sprechen. Da wäre es doch durchaus denkbar, daß irgendein Unbeteiligter, zum Beispiel ein Waldarbeiter, den Toten in aller Frühe im Walde entdeckt und bei einer Durchsuchung der Leiche die Tasche gefunden und an sich genommen hätte. Um sich durch Ausgabe der großen Scheine nicht verdächtig zu machen, könnte er seinen Fund sehr wohl in der Abtei versteckt haben, bis über die Sache Gras gewachsen sein würde!"

Lore schüttelte den Kopf.

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, aber das halte ich für wenig wahrscheinlich. Denn ein gemeiner Dieb würde unbedingt ein anderes zuverlässigeres Versteck gewählt haben, als die schließlich doch jedermann zugängliche Insel. Der Mann aber, der die Brieftasche dort niedergelegt hat, hatte an dem Geld sicherlich kein Interesse. Das ist rein gefühlsmäßig meine Überzeugung, wenn ich sie vorläufig auch noch nicht näher begründen kann!"

„Und haben Sie gegen irgend jemand einen bestimmten Verdacht?"

„Ich zermartere mir darüber schon den ganzen Tag den Kopf. Aber ich weiß nicht, wen ich anklagen soll. Onkel Leo hatte keine persönlichen Feinde!"

— — — —

Ein Schweigen entstand.

Zuweilen gurrte es schläfrig im Holz.

Nähe und Ferne hüllten sich langsam in violetten Duft.

Alles schien Licht und Luft geworden, indes das Laubwerk des Parkes allmählich zu dicken Klumpen von Finsternis zusammenschmolz. — —

Klaus hatte sein Etui aus der Tasche genommen und entzündete sich bedachtsam eine Zigarette.

Auf einmal war der lockende Gedanke wieder in ihm wach geworden, der schon tags zuvor leise in ihm aufgeklungen war.

Was geht dich im Grunde diese Brieftasche, dies Schloß, der ganze Fall des Barons von Rhaden an?

Mache ein schnelles Ende.

Sage diesem vertrauenden Kinde, wer du bist, und daß du sie liebhast.

Nimm sie schon morgen fort von hier, führe sie in ein neues Leben, hülle sie in den warmen Mantel deiner Liebe, daß keine Schicksalsnot sie jemals wieder verwunden kann.

Dann aber, als er in Lores tief ernstes, herb verschlossenes Gesicht blickte, entsank ihm doch wieder der Mut zu einem solchen Geständnis.

Wie ein düsterer Schatten stand auf einmal wieder die Gestalt des Toten zwischen ihnen, dem erst sein Recht werden mußte, ehe das Mädchen an seiner Seite an ihr eigenes Glück zu denken wagte. — —

„Fräulein Lore", sagte er endlich, sich gewaltsam aus seinen abseitigen Gedankengängen reißend, „wir müssen zu irgend einem Entschlusse kommen. Und ich möchte Ihnen daher einen Vorschlag machen. Mein Freund Ralff interessiert sich von jeher leidenschaftlich für kriminalistische Probleme. Er ist ein hervorragend kluger, scharfsinniger Mensch und nach meiner Überzeugung wie kein anderer befähigt, das geheimnisvolle Dunkel des Neudietersdorfer Dramas aufzuklären. Wäre es Ihnen recht, wenn ich mich um seine Bundesgenossenschaft bemühte?"

Lore nickte zustimmend.

„Ich schätze Herrn Ralff genau so ein wie Sie und lege die ganze Sache vertrauensvoll in Ihrer beider Hände. Jetzt muß ich Sie aber bitten, mich zu entschuldigen. Meine Zeit ist lange um, und ich möchte jedes unnötige Aufsehen vermeiden!" — —

Gemeinsam gingen sie durch eine Lindenallee zum Schloß zurück.

Auf den Wiesen lag schon das erste rote Dämmern der Frühnacht.

Nichts regte sich, kein Laut, kein Stimmenklang.

Nur ein Vogel, aus tiefinnerstem Schlaf heraus, fragte zuweilen ganz süß und leise nach dem Morgen. —

Da brach auf einmal ein Ast mit scharfem Knack.

Unwillkürlich schreckte Lore zusammen.

In diesem Augenblick bog eine unsichtbare Hand ein Spiräengebüsch an einer Wegkreuzung unhörbar zur Seite.

Das schöne Gesicht Sibylles tauchte in der Blätterwildnis auf.

Ein seltsam verzerrter Zug lag um den feinen Mund, als sie jetzt vorsichtig um einen Buchenstamm spähte und mit einem langen Blick das Bild der beiden schlanken Gestalten umfaßte. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Vom Marienparadies.*)

Marienparadies nannten die Karthäusermönche ihr Kloster inmitten der Wälder und Seen der Kaschubei. Und wer an der rauschenden Radaune bei der Talsperre Ruttken oder am Dammrau-, Patulli- und Ostritzsee unterhalb des Turmberges vorbei nach Karthaus gefahren und dort die Klosterkirche vom Philosophenwege unter den alten Linden aus sich hat im Klostersee spiegeln oder von einem der Berge aus Karthaus im lieblichen Tale unter sich hat liegen sehen: der wird dem Namen Recht geben.

Freilich als der edle Herr Johannes von Russoczin (bei Praust) die Karthäuser in die Kaschubei rief, sah es hier wohl wie das Gegenteil von einem Paradiese aus. Aber die Karthäuser hatten einen scharfen geübten Blick für die Zukunftsmöglichkeiten einsamer Gegenden. Das war so eine echt deutsche Gründung, der Karthäuserorden, aus dem deutschen Hang nach Einsamkeit, Beschaulichkeit und Gründlichkeit geboren. Im Jahre 1084 wurde der reiche Domherr Bruno in Köln am Rhein seines Wohllebens in der Stadt satt, zog sich in ein hoch- und abgelegenes Alpental bei Grenoble, die sog. Chartreuse-Karthause, zurück und gründete hier einen Mönchsorden, der nach den strengsten Regeln: Einsamkeit, Stillschweigen, Peinigung des Fleisches und abgesondertes Leben, leben sollte. Dieser Orden wurde nach dem Gründungsorte Karthäuserorden genannt. Bald hatten die Karthäuser überall den besten Ruf und breiteten sich in vielen Ländern aus. So war auch in Prag eine Karthause unter dem Namen Marien-Garten entstanden. An diese Prager Karthause wandte sich Herr Johannes von Rustoczin „eingedenk des letzten Richttages, an welchem man mit reichlicher Frucht im Himmel das ernten wird, was man von Werken der Barmherzigkeit auf Erden ausstreut. . . . Der heilige Orden der Karthäuser, den der Fürst des Lichtes gegen die Fürsten der Finsternis wie ein Heereslager aufgestellt hat, verdiene um so mehr Unterstützung, als seine Jünger fern von dem Weltgetümmel dem göttlichen Gehorsam sich gewidmet haben." Das Mutterkloster willfahrte seiner Bitte und sandte den Sachsen Johann Deterhus mit einigen anderen Mönchen nach der Kaschubei. Nach der Ordensregel durfte erst die Gründung eines neuen Klosters erfolgen, wenn für den Prior — so hieß der Vorsteher — und 12 Mönche nach der Zahl der zwölf Jünger Wohnung und Einkünfte beschafft waren. Das wollte hier nicht ausreichen. Aber da legte sich der Hochmeister des deutschen Ritterordens ins Mittel und versprach, für das Fehlende aufzukommen. So wurde denn am 8. August 1381 der für das Kloster ausersehene Grund von Deterhus geweiht.

Das Klostergebäude erstand aus freiwilligen Gaben. Herr Johannes Thiergart, ein Danziger Kaufmann, ließ von Meister Tiedemann die Kirche erbauen, erlebte aber den Tag der Einweihung (7. Oktober 1403) nicht mehr. Auch den Aufbau der einzelnen Klausen übernahmen Danziger Bürger. Ein Karthäuserkloster hatte eine andere Einrichtung als die sonstigen Klöster, weil jeder Mönch für sich ein besonderes Klausengehöft hatte.

Durch ein Torhaus kam man in den äußeren Klosterhof, auf dem die Stallgebäude, Speicher, das Brauhaus, das Gebäude für die Laienbrüder und das Gesindehaus standen. Durch ein zweites Torhaus gelangte man in den inneren Klosterhof, auf welchem die übrigen Wirtschaftsgebäude: Back-, Mehl- und Malzhaus sowie ein Fremdengebäude sich befanden. An der Ecke zwischen beiden Gebäuden war das Priorat, die Wohnung des Vorstehers. Hieran schloß sich das Refektorium, der Kapitelsaal. Diese Gebäude waren mit der Kirche durch den kleinen Kreuzgang verbunden. Auf der andern Seite ging von der Kirche der große Kreuzgang in großem Viereck aus und stieß an das Refektorium, auf der andern Seite an den kleinen Kreuzgang. In dem großen Kreuzgange mündeten die 12 einzelnen Klausen. Jeder Mönch hatte, wie schon erwähnt, seine besondere Wohnung, die aus Vorraum, Küche, Wohnraum, Schlafraum, Zubehör und Garten bestand. Sie öffnete sich nur auf den Kreuzgang und war sonst völlig abgeschlossen. Seine Klause verließ der Karthäusermönch nur dreimal täglich zum Gottesdienst, außerdem nur, wenn im Refektorium, im Kapitelsaal, Versammlungen stattfanden, und einmal in der Woche zu einem engvorgeschriebenen Einzelspaziergange. Im Kloster herrscht Grabesstille. Die Mönche dürfen nur zum Gebet, zur Beichte, zum Bibellesen und zur Äußerung bei Beratungen im Kloster-Kapitel den Mund auftun. Fleisch zu essen war den Mönchen bei Ausstoßung aus dem Orden verboten. Am Montag, Mittwoch und Freitag wurde nur Brot, Salz und Wasser genossen, am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend bekam jeder Mönch durch eine Öffnung seiner Zelle rohes Gemüse, Kräuter und Früchte, auch etwas Wein, am Donnerstag auch Käse. Von Ostern bis 13. September waren an diesen zuletzt genannten Tagen zwei Mahlzeiten am Tage gestattet, während der übrigen Zeit nur eine. An Sonn- und Festtagen gab es Eier, Fische und Obst, ebenso drei Tage lang nach dem fünfmaligen jährlichen Aderlasse. Die Kleidung bestand aus einem Gürtel von Stricken auf dem bloßen Leibe und einem härenen Hemde. Zur „Peinigung" und Abtötung des Fleisches wurden Geißelungen und freiwillige öftere Unterbrechungen des Schlafes durchgeführt. In der knappen freien Zeit schrieben die Mönche Bücher ab oder banden sie ein, pflegten ihr Gärtchen, trieben ein Handwerk oder übten sich in kunstvollen Schnitzereien. Gerade die Schnitzereien der Mönche bilden die größte Sehenswürdigkeit der Karthäuser Kirche. Das sind die aus Eiche geschnitzten Chorstühle mit Darstellungen lebender Mönche, der Evangelisten und Apostel. Die Schnitzmuster sind so mannigfach und reichhaltig, daß nicht eins sich wiederholt.

Während der einzelne Karthäuser arm und bedürfnislos blieb, nahm das Kloster an Reichtum zu, bis zum Dorfe Gdingen dehnte es sich aus.

Die Mönche im Marienparadiese waren l a u t e r D e u t s c h e, und um ihre Dörfer und Güter in Blüte zu bringen, zogen sie viele d e u t s c h e K o l o n i s t e n ins Land. Aus Sumpf und Heide entstanden blühende Gefilde.

Im Jahre 1826 wurde das Kloster aufgelöst, die Mönche blieben in ihren Klausen bis zu ihrem Tode, dann wurden diese abgerissen. Der letzte Mönch, Peter Casimir, starb im Jahre 1859, und seine Klause ist als einzige noch erhalten.

Das Refektorium wurde 1844 der evangelischen Gemeinde leihweise zu den Gottesdiensten, die alle vier Wochen vom Pfarrer aus Rheinfeld gehalten wurden, überwiesen. Da wurde im Jahre 1852 ein Tumult angezettelt, der diese Gottesdienste verhindern wollte, und es mußten erst Danziger Husaren kommen, um Ruhe zu schaffen. Bis dann endlich im Jahre 1883 die ev. Lutherkirche am Markt, wie die Inschrift über dem Eingangsportal sagt, „zur Erinnerung an den vierhundertjährigen Geburtstag des D Martin Luther aus freiwilligen Gaben erbaut" werden konnte.

An der heutigen Klosterkirche fällt das merkwürdige Dach mit drei geschweiften Abstufungen auf. Es sieht wie ein Sargdeckel aus, und man sagt, es sollte die Mönche ständig an den Tod erinnern. Das Innere der Kirche ist reparaturbedürftig. Von der Schönheit des Chorgestühls haben wir bereits gesprochen. Außerdem ist noch mancherlei sehenswert, der frühere gotische Hauptaltar aus dem Jahre 1444, ein Altar aus schwarzem Marmor und englischem Alabaster von 1680 u. a. m. Als Merkwürdigkeit sei angemerkt, daß der Perpendikel der lauten Uhr in einen Engel ausläuft. Wohl dem, dem ein Engel jeden Sekundenschlag leitet!

Von den sonstigen Klostergebäuden sind nur erhalten das Refektorium, eine Seite des kleinen Kreuzganges, jetzt zur Vorhalle eingerichtet, und ein Stück des großen Kreuzganges, der zum Aufbewahrungsort für Kirchengerätschaften umgebaut ist. Und die eine Klause. Eine Tür dieser Zelle zeigt zwei Bilder. Im offenen Fenster ein Vogelbauer mit einer Taube, während auf dem Fensterbrett eine Katze kautert. Die Inschrift lautet: Captiva sed secura, d. i. „Gefangen, aber sorglos sicher". Auf dem anderen Bilde sieht man einen Vogel, welcher einer auf dem Gipfel eines Berges liegenden Leimrute zufliegt. Darunter steht: Quaerit exitum foris, d. h. da draußen stürmt ins Verderben. Beide Bilder wollen ein Sinnbild sein für die Geborgenheit des Mönchslebens.

*) Vgl. Bau- und Kunstdenkmäler der Kreise Karthaus, Berent und Neustadt. Danzig 1884. — Wilh. Schwendt: Karthaus und die Karthäuser Schweiz. Danzig 1913.

Die Hühnerkirmes.

Märchen von Wilhelm Matthießen.

Im Herderschen Verlag in Freiburg ist unter dem Titel „Das alte Haus" ein M ä r c h e n b u c h erschienen, das wegen seiner meisterhaft k i n d l i c h e n S p r a c h e die größte Beachtung verdient. Mit freundlicher Erlaubnis des Verlages geben wir nachstehend eine Probe wieder. (Preis des Buches gebunden G.-M. 4.50; kolorierte Ausgabe 6 G.-M.) Dem Text von Wilhelm Matthießen sind 25 Bilder von Adolf Schinnerer beigegeben.

Mitten im Walde hat der böse Steinmarder gewohnt. Und an einem Abend, da hat der Steinmarder tief in seiner Höhle gesessen, hat die Pfeife geraucht und im Kalender gelesen. Und auf einmal hat er mit der Faust auf den Tisch gehauen und hat gesagt: „Ei, heute ist ja Hühnerkirmes im

alten Haus! Ich will sofort zum Hause laufen, will auf den Heuspeicher klettern und die Hühner von der Großmutter totbeißen!" Das hat aber ein kleiner Zwerg gehört, der ist gerade an der Höhle vom bösen Steinmarder vorbeigegangen. Und eins, zwei, drei ist der kleine Zwerg zum alten Hause gelaufen und hat an der Haustür geschellt. Da ist die Großmutter die Treppe heruntergekommen und hat ihm aufgemacht. „Liebe Großmutter", hat der Zwerg gesagt, „heute abend ist ja auf deinem Heuspeicher die Hühnerkirmes. Und der böse Steinmarder will auch auf die Hühnerkirmes kommen und deine schönen Hühner totbeißen." — „Ei ei", hat die Großmutter gerufen, „das ist aber schön, daß du mir das gesagt hast, kleiner Zwerg!"

Und die Großmutter ist gleich in die Küche gegangen und hat den alten Hund geweckt, der schlief hinter dem Herd. Und sie hat zum alten Hund gesagt: „Bautz, alter Hund, lauf doch schnell auf den Heuspeicher, da ist heute Hühnerkirmes, und der böse Steinmarder will kommen und meine schönen Hühner fressen." Da hat der alte Hund gesagt: „Großmutter, du mußt mir geschwind meine Zähne schleifen!" Da hat die Großmutter dem alten Hunde die Zähne geschliffen. Und nun waren sie so scharf wie Messer. Und dann ist der alte Hund die Treppe hinuntergelaufen, ist in den Stall vom alten Hause gegangen, ist auf das Heu geklettert, und da hat er die Hühnerkirmes gesehen. Feine Buden hatten die Hühner sich gebaut, und in den Buden konnte man Hampelmänner und Zuckerplätzchen und kleine Schießgewehre und alle schönen Sachen kaufen. Und ein buntes Karussell ist auf der Hühnerkirmes gewesen, darauf sind die kleinen Hühner immer herumgefahren. Und eine Kasperbude ist da gewesen und eine Waffelbäckerei. Da kauften sich die Hühner und die Mäuse und die Ratten und alle, die auf der Hühnerkirmes waren, feine frische Waffeln. Und die Hühnerkinder sind mit den Mäusen durch die Kirmes spaziert und haben sich Luftballons gekauft und Trommeln und kleine Trompeten. Das alles hat der alte Hund gesehen, und er hat sich gefreut, daß die Hühnerkirmes so schön und so lustig war.

Auf einmal aber, da hat es am Heuspeicher vom alten Hause gekratzt und gekrabbelt. Und da hat der alte Hund die Augen noch einmal so weit aufgemacht. Und da ist ein schwarzes Tier auf die Hühnerkirmes gekommen, das hat einen schönen Pelzmantel angehabt. „Was ist das für ein feines Tier?" haben die Hühner gesagt. „Schönes Tier, willst du auch auf unsere Kirmes gehen?" — „Ich bin nur das liebe Kaninchen", hat das schöne Tier gesagt, „und ich möchte so gern einmal auf eure Kirmes." Und das war gar nicht das liebe Kaninchen, es war der böse Steinmarder. Und wie der alte Hund hörte, daß der Steinmarder die Hühner belogen hat, da hat er in seiner Ecke gewaltig geknurrt. Und der Steinmarder hat das Knurren gehört und hat die Hühner gefragt: „Wer hat denn da geknurrt auf dem Heu?" — „O", haben die Hühner gesagt, „das ist gewiß nur der Buhmann, der sitzt irgendwo in einer dunklen Ecke auf dem Heu und schaut sich unsere Kirmes an. Sieh da, liebes Kaninchen, da leuchten seine Augen im Dunkeln!" Aber das waren gar nicht die Augen des Buhmann, das waren die Augen vom alten Hund. Die haben geleuchtet in der Ecke auf dem Heu. „Lieber Buhmann!" hat da der böse Steinmarder gerufen, „geh noch ein bißchen in den Hof und paß auf, daß der Iltis und Steinmarder nicht kommen, die bösen Kerle! Die beißen die armen Hühnerchen tot und die schönen Mäuse." Da hat der alte Hund wieder geknurrt, und dann hat er seine Augen ein bißchen zugemacht. „Siehst du wohl, liebes Kaninchen!" sagten die Hühner, „jetzt sind die Augen von Buhmann fort, jetzt ist er auf den Hof gegangen und paßt auf den bösen Marder auf." Da hat der Marder gelacht, da ist er mit den Hühnern durch die Kirmes spaziert, hat den Hühnern Plätzchen und Waffeln gekauft, hat den kleinen Hühnern Trommeln und Trompeten gekauft und den Mäusen kleine Zuckersternchen. Und dann hat er gesagt: „Ei, liebe Hühner, wie ist es doch so heiß hier auf eurer Kirmes! Wir wollen doch mal ein bißchen auf das Heu gehen." — „Ja", sagten die Hühner, „liebes Kaninchen, das wollen wir tun!" Und alle Hühner sind mit dem bösen Marder auf das dunkle Heu gegangen. Und wie sie auf dem dunklen Heu waren, da hat der Marder gesagt: „Ha, ihr dummen Hühner, ich bin gar nicht das Kaninchen, ich bin der böse Steinmarder und beiße euch alle tot."

Das hat der alte Hund gehört, und wupp! ist er herbeigesprungen und hat mit seinen geschliffenen Zähnen den bösen Marder am Halse gepackt. Da hat der böse Marder geschrien und gestrampelt. Aber der alte Hund hat ihn festgehalten und hat ihn der Großmutter gebracht. Und die Großmutter hat den bösen Marder dem kleinen Zwerge geschenkt; der hat ihn in seine Jagdtasche getan und hat gesagt: „Danke schön, liebe Großmutter! Der Marder hat einen feinen Pelz, davon mache ich mir ein Mäntelchen für den kalten Winter. Dann friere ich nicht so im dunklen Wald." Dann ist er fortgegangen der kleine Zwerg. Und die Hühner auf dem Heuboden haben sich gefreut auf ihrer Kirmes, weil der böse Marder tot war. Und am Morgen haben sie alle ein Ei gelegt. Und das dickste Ei hat der alte Hund bekommen, weil er den bösen Marder totgebissen hat.

Vater und Sohn.

Eine orientalische Sage.

Ein reicher Mann hatte einen einzigen Sohn. Als der Vater auf dem Totenbette lag, rief er den Sohn zu sich und sagte: „Schau einmal in das Nebenzimmer, mein Sohn. Dort siehst du alle Schätze, die ich mir in einem langen, arbeitsamen Leben erworben habe. Wenn du fleißig und mäßig bist, kannst du nicht nur selbst davon leben, sondern sie auch deinen Nachkommen hinterlassen. Sie werden sich ständig vermehren. Vergeudest du sie aber, so daß du in Not und Elend gerätst, so wisse, daß ich dort drinnen einen Nagel in die Wand geschlagen habe. Hänge dich lieber an ihm auf, als daß du umhergehst und bettelst."

Bald darauf starb der Vater. Der Sohn arbeitete nicht, sondern verjubelte das Geld und hatte im Laufe weniger Jahre das ganze Vermögen verpraßt. Als er schließlich nichts mehr besaß, fielen ihm die Worte des Vaters ein: „Ja, der Vater hatte recht," sagte er. „Wenn ich jetzt, wo ich den Wert des Geldes kennengelernt habe, dieselbe Summe besäße, die er mir hinterließ, würde ich danach streben, das Ererbte zu vermehren, statt es zu vergeuden. Aber was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Habe ich den ersten Wunsch meines Vaters nicht erfüllt, so werde ich also seinen zweiten erfüllen, und mich an der Stelle aufhängen, die er mir angewiesen hat, damit ihm an seinem Grabe die Schmach erspart bleibt, daß ich als Bettler durch die Welt ziehe."

Er nahm einen Strick und befestigte ihn an den Nagel, aber dieser gab nach, lockerte sich und fiel heraus. In der Wand öffnete sich aber eine Spalte, und Gold, reines, glänzendes Gold rollte ihm entgegen.

Drinnen hatte der Vater die Hälfte seines Vermögens verborgen. Er hatte richtig gerechnet. Erst jetzt verstand der Sohn den Wert des Geldes zu schätzen.



□□ Bunte Chronik □□



* **2400 Jahre alte „Geschäftsbücher".** Bei den jüngsten Ausgrabungen, die von der Universität von Pennsylvania in Nippur veranstaltet wurden, ist ein hochinteressanter Fund ans Licht des Tages getreten: In einer Art Gewölbe fand man die „Geschäftsbücher" einer Firma, die vor 2400 Jahren blühte. Das Gewölbe muß in jenen vergangenen Tagen denselben Zwecken gedient haben, die heute die Stahlkammer einer Bank erfüllt. Die wichtigsten Dokumente eines großen Geschäftshauses waren hier verwahrt, freilich nicht in Form von Rechnungsbüchern, sondern in Aufzeichnungen auf Tontäfelchen, wie man sie im Jahre 487 v. Chr. benutzte. Die Firma Muraschu Söhne in Nippur, in deren Geschäfte wir durch diese „Bücher" einen Einblick gewinnen, muß ein bedeutendes und ausgedehntes Unternehmen gewesen sein. Sie war in der Zeit König Artaxerxes' I. gegründet worden. Wie der „New York American" berichtet, wurden viele Hunderte von Tontafeln entdeckt, die zeigen, daß sich die Firma mit den verschiedensten Handelszweigen beschäftigte: sie verkaufte Juwelen und Edelsteine, vermittelte Grundstücksgeschäfte, verwaltete Vermögen usw. Unter den zahlreichen Kontrakten und Kaufabschlüssen, die auf den Tafeln verzeichnet stehen, interessiert besonders ein Garantieschein, in dem der Firma Schadenersatz versprochen wird für den Fall, daß ein Smaragd aus einem Goldring vor zwanzig Jahren herausfällt. „Bel-ad-iddina und Belschuna, Söhne von Bel und Hatin von Bazuzu," so lautet das interessante Schriftstück, „sprechen also zu Bel-nadin-schumm, Muraschus Söhnen: Was den Goldring mit den Smaragden angeht, so garantieren wir, daß zwanzig Jahre lang der Smaragd nicht aus dem Ring fallen wird. Sollte der Smaragd früher herausfallen, so werden wir Bel-nadin-schumm einen Schadenersatz von zehn Stück Silber leisten." Die Rechnungen erstrecken sich auf einen Zeitraum von über fünfzig Jahren. Die Firma war hauptsächlich als Agent für eine Anzahl von reichen Persern tätig, die ihr Vermögen nicht selbst verwalten wollten.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.